

**Lucien Febvre und Europa:  
An den Grenzen der Geschichte<sup>1</sup>**

Der folgende Text ist nicht das Resultat einer abgeschlossenen Forschungsarbeit, sondern will einige Anregungen zur Lektüre des unveröffentlichten Werkes von Lucien Febvre geben. Lucien Febvre (1878-1956), der gemeinsam mit Marc Bloch die *Annales d'histoire économique et sociale* gründete, ist auch für seine Studien über Luther und Rabelais und für seine wortgewaltigen „Combats pour l'histoire“ bekannt.<sup>2</sup> Seine nun verfügbaren unveröffentlichten Manuskripte stellen diesen Arbeiten eine neue Dimension zur Seite. In einer ersten Erkundung stelle ich hier seine Vorlesung über Europa vor, die erste, die er nach der Befreiung von Paris 1944/45 am Collège de France gehalten hat.<sup>3</sup>

Der grundlegende Text, der „Kern“ dieser Vorlesung besteht aus einer Serie von fünf Lektionen unter dem Titel „Der Mythos des guten Europäers“, die Febvre im Frühjahr 1940 in Genf vorgetragen hatte. Zwischen den Genfer Vorträgen, die mitten in der „drôle de guerre“ stattfanden, und der Pariser Vorlesung lagen jedoch die Niederlage, die Okkupation Frankreichs und Vichy, lagen Gewalt und Grausamkeiten aller Art und der Verlust von Freunden. Dazwischen spielten auch neue Lesestoffe eine Rolle. Um die Auswirkung des Krieges auf die politische und geistige Gedankenwelt Febvres zu ermitteln, müssen beide Textreihen verglichen und Veränderungen im Ton wie in der Form aufmerksam registriert werden.

In Anbetracht dieser Veränderungen schlage ich eine Lektüre auf drei Ebenen vor. Zunächst die materielle Ebene, der physische Aspekt und die Art der untersuchten Texte. Dann das eigentliche Thema, die Entstehung der Europaidee und ihre Darstellung, die für das Denken Febvres charakteristisch ist. Die dritte Ebene schließlich ist keine darüberliegende Etage, sondern, wenn man so will, die Treppe, die die beiden genannten Ebenen miteinander und den gesamten Text mit dem Autor verbindet. Es gilt zwischen den Zeilen zu lesen, einen „Metatext“ zu etablieren, der uns vermittelt bestimmter Formulierungen und Bilder über die enge Verflechtung von Geschichte und Leben bei Lucien Febvre Auskunft gibt.

Zur ersten Ebene: Für die Analyse der Vorlesungen von Lucien Febvre muß man sich unbedingt vergegenwärtigen, daß die Texte zum lauten Vorlesen gedacht waren. Dieser Charakter der mündlichen Rede ist stark ausgeprägt, nicht nur, was das Schriftbild angeht (oftmals beinahe unleserliche

Notizen voller Abkürzungen, Wiederholungen mit anderen Worten und Streichungen), sondern vor allem in der Gedankenführung, in Abschweifungen und Übergängen, im „Spiel“ der Ideen. Wie Febvre selbst sagte, erlaubte ihm eine Vorlesung, die Gedanken frei zu entwickeln, ohne sich von Anfang an auf genau ausgearbeitete Texte stützen zu müssen.

Dieser spielerische Eindruck, der Eindruck der Bewegung, des Entstehens und Werdens der Vorlesungen von Febvre wird durch einen besonderen dynamischen Zug noch verstärkt, den ich mit Michail Bachtin den „dialogischen“ Aspekt des Textes nenne.<sup>4</sup> Man könnte den Diskurs Lucien Febvres als Prisma auffassen, das mehrere innere Stimmen bricht. Durch seine Worte hindurch vernimmt man die vorgestellten Einwände – oder den Beifall – des Auditoriums, die verschiedenen, mitunter kontroversen Meinungen der zitierten Autoren. Unter diesen fällt besonders die Präsenz Marc Blochs auf, des Mediävisten, der gemeinsam mit Febvre die *Annales* leitete. Dessen Tod hat den „Dialog“ zwischen den beiden Freunden nicht beendet. Nach dem Juni 1944 ist es nicht mehr die Korrespondenz zwischen ihnen, auch nicht ein sehr persönlicher Text von Bloch wie „Der Beruf des Historikers“<sup>5</sup>, sondern die Überlegungen Febvres, die ihre Diskussionen fortführen und konkretisieren. Betrachten wir nun die Vorlesung von 1944/45.

*Europa: das Wort und die Sache.* Febvre, der meint, daß ein Gegenstand nur unter der Bedingung wirklich existiert, daß er einen Namen hat, sucht zu Beginn der Vorlesung zu erfahren, „wie Europa getauft wurde“. Er konstatiert, daß Europa eine Erfindung der Griechen ist, daß man den Namen bei Hekataios von Milet, bei Herodot und Strabon findet. Die so bezeichnete „Sache“ erweist sich jedoch in ihren konkreten Einzelheiten als schlecht bekannte theoretische Realität. Niemand kannte genau die geographischen Grenzen. Das Europa der Griechen, so Febvre, war „geschaffen, um einem Bedürfnis des Geistes [...], einem logischen Bedürfnis zu genügen. Dem Bedürfnis, die Wirklichkeit zu analysieren, aufzuteilen und logisch neu zusammensetzen.“ Er schlußfolgert daraus, daß Europa in der griechischen Welt „ein Name [war], der auf der Suche nach sich verbergenden Realitäten dahintrieb“.

In der Tat, es sollten ganz andere Realitäten sein, die Febvre in seinen folgenden Lektionen beschrieb. Der Hellenismus und das Römische Reich, beides weitreichende politisch-kulturelle Phänomene, waren auf den Mittelmeerraum zentriert. Sie behinderten die Herausbildung eines politischen Europa und waren zugleich Träger der künftigen europäischen Zivilisation.

Die letzte Bemerkung veranlaßt ihn zur Erkundung des Begriffs der Zivilisation selbst. Für den Historiker, meint Febvre und wendet sich damit gegen die partikularistische Perspektive der Ethnologen, ist „die Zivilisation der verbindende und näherbringende Teil“. „Sie ist das, was uns nicht erstaunt, wenn wir verreisen“, fügt er hinzu und berichtet von seinen eigenen Erfahrungen in Buenos Aires, wo ihn auf den ersten Blick alles an Paris erinnerte – der Zoll, das Taxi, das Hotel, die Reden der Intellektuellen.

Solche gemeinsamen Züge hebt Febvre in der römischen Zivilisation hervor. Die *pax romana* liefert eine gemeinsame Sprache, eine geregelte Administration und „eine materielle Zivilisation, reich an vielfältigen Elementen, die sich überall identisch wiederfinden. Überall öffentliche Gebäude, überall Göttertempel [...], von den Rheinufern bis an den Rand der Sahara“. Für Febvre ist die römische Zivilisation nach dem Hellenismus „das zweite jener großen kulturellen Ensembles, die die Träume von Einigkeit, die Wünsche nach Verständigung und Einvernehmen der Menschen bargen, zu einer Zeit, da Europa noch immer nur ein Wort war“.

Diese Lektionen über die mediterranen Zivilisationen werden von der „Präsenz“ Fernand Braudels belebt, der damals noch nicht aus seinem *Oflag* in Lübeck befreit war. Dies ist, nebenbei gesagt, ein neuer Akzent, der in dem Genfer Vortrag von 1940 noch nicht vorkam. Dagegen sind die Lektionen über die Entstehung des mittelalterlichen Europa sowohl 1940 als auch 1945 stark von Marc Bloch geprägt. „Europa taucht auf, als das Römische Reich zusammenbricht“ heißt die fünfte Lektion. Man erkennt hier den schroffen Ausspruch wieder, mit dem Marc Bloch auf die Megalomanie des italienischen Historikers Corrado Barbagallo abzielte, der – wie Bloch schrieb – „Europa etwas zu stark in der Tradition des Römischen Reiches sieht. Europa ist aber, denke ich, ziemlich genau zu jenem Zeitpunkt aufgetaucht, als das Römische Reich zusammenbrach“.<sup>6</sup>

„Und das ist sehr richtig“, sagt Febvre 1944, „doch von einer Wahrheit, die interpretationsbedürftig ist.“ In den darauffolgenden Wochen malt er ein farbiges Fresko der Genese des karolingischen Europa – es sei zwar nicht jenes Europa, das wir suchen, meint Febvre, gleichwohl dessen erste politische Präfiguration. Dann beschreibt er die Zersplitterung dieses Königreiches in der Feudalzeit, das Konzept der Christenheit, das ebensowenig Europa sei, und den wirtschaftlichen und demographischen Aufschwung seit dem 11. Jahrhundert.

In den Vorlesungen über das karolingische Europa stößt man von Anfang an neben Marc Bloch auch auf Henri Pirenne. Febvre macht dessen Arbeit über Mahomet und Karl den Großen zum Ausgangspunkt für seine Erklärung der drei Sezessionen, die das Zentrum der Zivilisation aus dem Mittelmeerbecken

in die *terra firma* des Nordens verlagert haben. Spaltung, Sezession, Schisma. Die konstante Spannung zwischen diesen Begriffen der Abgrenzung und ihrem Gegenteil – Begriffen wie Fusion oder Vermischung – trägt die gedankliche Entwicklung dieser Vorlesung.

Die Abspaltung vom Orient also, vom Byzantinischen Reich, war, so Febvre, die erste notwendige Bedingung für die Geburt Europas. Vor allem aber, unter beständigem Druck des Islam, im 7. Jahrhundert die Abspaltung des Maghreh, Nordafrikas. Darin lag „der große Abfall, der die mediterrane Einheit zerbrochen hat“, unterstreicht er mehrfach. Im Jahre 1949, in einem wieder abgekühlten politischen Klima, sollte er mit den Worten Winston Churchills vom „eisernen Vorhang“ sprechen, der wegen der Eroberungen des Islam plötzlich über die Mittelmeerwelt heruntergefallen sei. Die dritte (chronologisch die zweite) Sezession ist die des Westens selbst, der sich seit dem 5. Jahrhundert germanischen Völkerstämmen öffnet.

Soweit die Organisation. „Doch Europa ist zweierlei“, sagt Febvre, „Organisation und Zivilisation, Europa seireitet in der Geschichte wie ein starker Mann [...] in enindichten Menschenmenge voran. Mit beiden Schultern [...] Es braucht zunächst ein Minimum an Organisation, das [...] einen ersten Schutz verschafft. Aktionen, Reaktionen. Abwechselnder Schritt. Fortschreiten auf zwei parallelen Wegen, auf zwei nebeneinanderliegenden Ebenen, der politischen und der kulturellen.“

An diesem Punkt stellt Febvre die Frage, warum die römische Zivilisation so rasch untergegangen sei. „Ein ernstes Thema zum Nachdenken für uns“, hatte er 1940 ergänzt. Seine Antwort liest sich denn auch wie eine Warnung, voller politischer Konnotationen. Wie Michelet in „Le peuple“ ein Jahrhundert zuvor signalisiert Febvre die Gefahr einer Spaltung zwischen Elite und Volksmassen innerhalb einer Gesellschaft. Jede rein auf die Eliten gegründete und mittels Autorität und Kunstgriffen gestützte Zivilisation, die nicht fest im Volk verwurzelt ist, sei zu Auflösung und Zersetzung verurteilt.

Die Zersetzung der römischen Zivilisation liegt also daran, daß sie nicht mehr in den Volksschichten verankert ist. Die neue Zivilisation, die die freigesetzten Elemente absorbiert, ist – und man beachte die Terminologie – das Ergebnis „einer Vermischung der Rassen. Einmal mehr bestätigt die Geschichte: nicht Reinheit, sondern rassische Unreinheit ist fruchtbar [...]“ Als er diese Formulierung von 1933 in seiner Antrittsvorlesung am Collège de France wiederaufnimmt,<sup>7</sup> verwendet er sein Konzept von Wissenschaft, um die Genesis Europas zu erklären: „Ebenso wie große Entdeckungen nicht innerhalb der einzelnen Wissenschaften, sondern in ihren Grenzbereichen entstehen, erwachsen die großen Erneuerungsbewegungen der Zivilisation aus dem Zusammenreffen menschlicher Gruppen.“

Abspaltung versus Vermischung. Der vermittelnde Begriff ist *Grenze*, ein Schlüsselwort, das der Identitätssuche Lucien Febvres zahlreiche Tore öffnet. Zunächst die epistemologische Identität, die seine Geschichtsauffassung betrifft, doch ebenso die französische Identität, denn tiefe Wurzeln verankern ihn im Boden der Franche-Comté und zwischen den Pflastersteinen der Pariser Straßen gleichermaßen. „Das steinige Paris“ und die walddreiche Provinz sind die beiden geographischen und kulturellen Pole der nationalen Identität Febvres. Seine europäische Identität ist schwieriger auszumachen. Um eine Vorstellung davon zu bekommen, wollen wir die Fortsetzung der Vorlesung über Europa betrachten.

Das Karolingerreich, das, wie Febvre hervorhebt, nicht die Ablösung des Römischen Reiches, sondern ein neues Phänomen – die erste Präfiguration des historischen Europa – darstellt, hatte keinen Bestand. Sein politischer Rahmen zerbrach im Nebel der feudalen Zersplitterung. Der einzige Rückhalt für die junge Zivilisation war nun die Kirche.

In einer nach Novalis „Europa und Christenheit“ benannten Lektion versucht Febvre die beiden Begriffe zu umreißen, die er für miteinander verbunden, aber nicht für identisch hält. Er erwähnt den jahrhundertlangen Konflikt zwischen Päpsten und Fürsten, den er nicht als Konflikt zwischen einem Ideal und einer Wirklichkeit ansieht, sondern zwischen „zwei Lebensauffassungen, zwei allgemeinen Weltanschauungen“.

Bis in die Kreuzzüge hinein erblickt Febvre die Verkörperung dieses Konflikts zwischen den Träumen der weltlichen Macht und denen der Kirche. Doch handelt es sich dabei eher um zusätzlich wirkende Kräfte: „Die riesige Verschmelzung und Vermischung, die durch den Kreuzzug stattfand, der so viele Menschen unterschiedlicher Herkunft die Verbundenheit spüren ließ, welche der christliche *Name*, das christliche *Ideal* unter ihnen schuf [...] – es gibt kein mächtigeres und stärkeres Werkzeug der europäischen Einigung.“ Einer Einigung, fügt er hinzu, „die nicht allein religiöser Natur ist: sie ist in hohem Maße *politisch*. Sie ist wirtschaftlich. Sie ist kulturell. Der Kreuzzug schafft bzw. erneuert gewaltige Verkehrsströme.“

Auch Strom ist ein hervorhebenswerter Begriff. Febvre denkt konkret an die durch den Kreuzzug wiederhergestellten Verbindungen zur Mittelmeerwelt. Ein – wirtschaftlicher oder anderer – Strom ist ein dynamischer Begriff, der Bewegung in das von Febvre konstruierte Bild der Vergangenheit bringt. Er ist das Prinzip, das Grenzen öffnet, diese Demarkationslinien, die für ihn unverzichtbar sind, vorausgesetzt sie sind durchlässig.

Ich übergehe ungemein interessante Passagen über den ökonomischen Aufschwung seit dem 11. Jahrhundert, um direkt zur dreizehnten Lektion überzugehen, die einen Text von Philippe de Commines aus dem späten 15.

Jahrhundert behandelt. Dieser Kurs markiert einen methodologischen Wandel innerhalb des Vorlesungszyklus. Bis dahin hatte sich Febvre ausgiebig auf Studien aus zweiter Hand gestützt, darunter solche von Braudel, Pirenne, Bloch, und Abrisse über die Geschichte der Zivilisationen mit der Darlegung ökonomischer Entwicklungsabläufe kombiniert. Nun, da er sich dem 16. Jahrhundert nähert, befindet er sich auf eigenem Forschungsfeld und untersucht Texte, die er bestens kennt, um aus ihnen nach der bewährten Methode der historischen Semantik die wechselnden Bedeutungen des Wortes „Europa“ herauszufinden.

Die Vorlesung über Commynes verdeutlicht auch eine Wende in der Herausbildung des europäischen Bewußtseins. „Der Okzident hört auf, sich dem Orient unterlegen zu fühlen“, notiert Febvre auf das Umschlagpapier. Dieses Überlegenheitsgefühl, nach Febvre eine der größten sittlichen Kräfte, entdeckt er bei dem Geschichtsschreiber Karls des Kühnen und Ludwigs XI. Für diesen homo politicus, der stolz war, Europäer zu sein, bedeutet Europa nicht mehr das Etikett eines Kosmographen ohne präzisen Inhalt, sondern bezeichnet das Gefühl der Verbundenheit unter deutlich abgegrenzten Ländern.

Handelt es sich aber an der Schwelle zum 16. Jahrhundert um Europa oder um den Okzident? Febvre ist hier etwas unbestimmt, und der Durchblick fällt auch schwer, weil hier eine Lücke von vier nicht erhaltenen Lektionen klafft. Bei der nächsten, der achtzehnten Lektion, befindet man sich schon mitten im 16. Jahrhundert, und von Europa ist nicht mehr die Rede. Zwar spürt Febvre das Wort bei Du Bellay und Ronsard auf, doch bei diesen Poeten dient es eher dem Reim und resultiert aus der „wiedererwachten Neigung für antike Vokabeln“. Rabelais und Vives verwenden es, allerdings nur selten und zur Kennzeichnung einer Region, nicht im kulturellen oder politischen Sinne des Wortes. Vergebens sucht Febvre es bei Bodin, diesem „Staatstheoretiker“, und bei Erasmus oder Thomas Morus. Über Europa herrscht Schweigen. Ihre Heimat war die Christenheit, oder, elitärer, die griechisch-lateinische Heimat des Humanismus.

Dennoch bahnen sich die späteren Bedeutungen des Wortes „Europa“ an. Im Verlauf des 16. Jahrhunderts bekommt die westliche Zivilisation Risse. Die Einheit der Christenheit zerbricht, und das bedeutet das Ende der gotischen Kunst, in der Febvre „den Ausdruck eines Ideals, das keine Grenzen kannte“, preist. Die Reformation und die Heraufkunft einer Literatur, die sich der Alltagssprache bedient, haben der Struktur des Okzidents gleichsam mit dem Meißel einen tiefen Spalt zugefügt. Die monarchischen Staaten, Rahmen der künftigen Nationen, bildeten sich heraus und bestimmten ihre Grenzen.

Dazu kam die Entdeckung Amerikas. Febvre meint, daß der Name Europa

nunmehr „als Kontrast“ auf die Länder Anwendung fand, die dem neuen Kontinent gegenüberstanden.

Europa nimmt also durch Kontraste und Brüche Gestalt an. Doch nach Commynes, so Febvre, mußte man ein Jahrhundert lang warten, um an „einen entscheidenden Zeitpunkt der Entwicklung der Ideen über Europa“ zu gelangen. Es handelt sich um den angeblichen „großen Plan“ – der Heinrich IV. zugeschrieben wird, jedoch von dessen Minister Sully stammt -, in Europa eine ausgewogene politische Ordnung als alleinige Garantie für den Frieden herzustellen. „Da sind wir“, sagt Febvre, „bei der Idee des europäischen Gleichgewichts angelangt. Und sie ist keine positive Idee. Sie ist eine Reaktion. Wogegen? Gegen einen der seiner Einfachheit nach schrecklichsten Mythen, den der menschliche Geist hervorgebracht hat: den Mythos der Universalherrschaft (*Domination Universelle*).“<sup>48</sup>

Febvres Emphase ist angesichts der Verheerungen, die der letzte dieser Weltherrscher verursacht hatte und der, dies sei nicht vergessen, in Deutschland noch an der Macht war, keineswegs zufällig. Und es ist ebensowenig ein Zufall, wenn Febvre sich einmal irrt und schreibt „der Mythos der universellen Verdammnis“ (*Damnation Universelle*). In solch starken Worten drückt er seinen Abscheu vor „diesem blutigen Hirngespinnst [aus], das in der Geschichte immer wieder Verkörperungen findet“. Erkennt Karl V., Philipp II., Ludwig XIV. und Napoleon I., doch er vermeidet es, Hitler zu nennen.

Febvre schlußfolgert, daß seit Beginn des 17. Jahrhunderts Europa ausgleichend wirkt, oder konkreter, Europa als Kräftebilanz gegen jede übermäßige Gewalt zu einem Begriff des Widerstands, einer Reaktion, einer Bremse wird. Die Idee stammt aus Italien, besonders von Giccardini und Machiavelli, wie Febvre anerkennt. Doch diese rasche Verneigung ist die einzige Referenz an das Land, das er für seine Kultur liebt, doch wegen seiner Politik verabscheut. Frankreich steht im Mittelpunkt seiner Rede.

Im 18. Jahrhundert vollzieht sich graduell der Übergang von Europa als politischem System zum Begriff des Vaterlandes, das über den Staaten steht. Febvre vollzieht diesen Wandel in den Schriften von Leibniz, Fontenelle und Fénelon nach. Das Thema deprimiert ihn freilich: „Wenn man die Texte gesammelt vor sich liegen hat, wenn man sie in den Händen und im Gedächtnis hält, wenn man sie liest und wieder liest – welche Bitterkeit! Ja was denn, so viel guter Wille, kühn, intelligent, uneigennützig... Ein so wunderbares Stimmenkonzert mit so zutiefst menschlichem Klang, eine solche Hoffnungswohle – und NICHTS, nichts, nichts. Nichts als neue Kriege, nichts als Haß, Konflikte, Massaker... Nein, das ist kein schönes Thema. Es hinterläßt einen zu bitteren Nachgeschmack bei dem, der es behandelt... Und ein Gefühl der Ohnmacht.“

Doch sogleich faßt er sich wieder und setzt seinen Gang durch so überaus vielversprechende Texte fort. Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Diderot: zwischen 1740 und 1780 wird Europa gleichsam als Wahlheimat angesehen. Es ist eine Zeit, die vom Verschwinden der Grenzen träumt, von einer Föderation der Völker, von universeller Brüderlichkeit. Sie endet mit der Entstehung der Nationen, der Klippe, sagt Febvre, an der das Schiff Europa auf Grund läuft.

Bevor er die Revolutionszeit untersucht, betrachtet er eingehender den Begriff von Europa als „Überheimat“. Er präzisiert, daß jenes Europa das Europa der reichen Schriftsteller war oder derer, die für die Reichen arbeiteten und in jedem Fall von diesen gelesen wurden. Es war ein Europa der kultivierten Männer, der Gebildeten, die sich nicht um das tägliche Brot sorgen mußten, die von sozialen Problemen nicht berührt wurden. Überdies war es ein Europa französischer Zunge, eine Verlängerung Frankreichs.

Febvres Bemerkungen über die französisch-europäische Zivilisation ähneln knirscherweise seinen Ausführungen über die römische Zivilisation, die Kunst der Gotik und die zeitgenössische Zivilisation, die überall in identischer Gestalt auftraten. Im Europa der Eliten des 18. Jahrhunderts ist die Architektur französisch, die Malerei französisch, ebenso die Sprache, die intellektuellen Reden und die Küche. Ein Paradox, fährt Febvre fort, weil diese Prädominanz der französischen Zivilisation mit einer Verringerung der politischen und Kolonialmacht des Landes einhergeht. Zu Beginn des Jahrhunderts übernimmt England die Führung auf diesem Gebiet. „So versteht man, daß Frankreich den Franzosen nicht mehr genügt [...]; Europa tröstet sie über ihre Mißerfolge und Verluste hinweg.“

Dieses Europa ist allerdings eine reine Geisteskonstruktion, und darin liegt der eigentliche Grund für sein Verschwinden. In Frankreich zieht nun die *Nation* herauf, „dieses große Drama“. Febvre bemerkt, daß das Wort, das bereits zuvor existierte, Ende des 18. Jahrhunderts nahezu explosionsartig zunimmt. Und zwar in den Volksschichten. Nation bedeute „ein gemeinsames Bewußtsein, eine moralische Verwandtschaft. [...] Ein Ideal denken, ein und dasselbe Ideal, ist die notwendige Bedingung der realen Vaterländer.“ Das reale Vaterland steht hier den elitären Träumen der Gebildeten gegenüber. Es geht um das Ideal eines ganzen Volkes, das die Verbindung herstellt zwischen dem konkreten Vaterland, dem Land der Väter, und der nationalen Wertegemeinschaft, der man durch die Geburt angehört.

Mit der Entstehung der Nation, fährt Febvre fort, treten die Grenzen zwischen Frankreich und Europa wieder auf, die Abschließungen, „die zu Schranken, Gräben, Barrikaden werden können“. Er denkt dabei nicht nur an die juristischen Demarkationslinien zwischen den Staaten, sondern zeichnet

darüber hinaus die soziale Trennlinie nach. Einerseits das Europa der Könige und der emigrierten Adligen, andererseits das französische Volk, das die Nation bildet – ein Wort, das eine lebendige Hoffnung und dann eine Realität geworden ist.

Aber auch hier ist der Gegensatz nicht der zwischen der harten Wirklichkeit der Grenzen und den entmaterialisierten Träumen der Elite. Febvre verweist darauf, wie schon anlässlich des Konfliktes zwischen weltlichen und klerikalen Idealen während der Kreuzzüge, daß es um zwei Seinsarten geht, um zwei Varianten, die Welt aufzufassen. Die der Aristokratie war kein Trugbild, sondern eine geistige Realität. Daß sie sich als utopisch im Sinne von „nicht machbar“ erwies, war eine andere Sache.

Es kam Napoleon, und Febvre ist kaum zartfühlend gegenüber diesem „unaufhaltsamen Beherrscher“, der gestieft und gespornt regiert und für den Europa nur der Stoff ist, in den er sein Reich kleidet. Ein Reich, das er Frankreich nennt.

Auch gegenüber Deutschland ist Febvre nicht zurückhaltend. Die Deutschen bilden zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch keine Nation, sagt er, doch sie beginnen trotzdem Nationalgefühle zu verspüren, das *Volkstum*. Dies ist der Zeitpunkt, da der germanische Mythos entsteht, ein auf Blut und Geschichte beruhender Nationalismus, den Febvre eindeutig im Kontrast zum französischen Nationalgefühl sieht, das auf der Idee eines freiwilligen Vertrages gründet. Die französische Nation – Febvre sagt es in seiner Vorlesung über Michelet 1943/44, also während der Okkupation, mehrmals – hat nichts mit einer angeblichen Rassenreinheit zu tun, die nach seiner Auffassung eine Spezialität der deutschen Ideologen sei.

Nationen, Nationalitäten – es sind Realitäten, denen die Regierungen des 19. Jahrhunderts Rechnung tragen müssen. Man spricht noch vom europäischen Gleichgewicht, von der Balance in Europa. Dies seien veraltete Denkweisen, meint Febvre, handele es sich doch nicht mehr um ein Spiel der Fürsten und Souveräne, die ihre Untertanen nach Belieben manipulieren können. Die Subjekte sind Nationen, Nationalitäten geworden, und Febvre nimmt ein wenig den Ton von Valéry an, wenn er diese als „explosive Produkte, gefährliche Produkte“ bezeichnet. „Seit sie geschaffen wurden durch diese geheimnisvolle Chemie auf dem Grund des Volkes [...] gibt es kein mögliches Europa mehr.“ Das eine tötet das andere, und kurz zuvor hatte Febvre auch den Grund dafür erläutert: „Nationalitäten sind nicht King. Es sind keine verübnigten Mächte. Es sind von Leidenschaften Bewegte. Rasende, die schreien, weinen, appellieren, protestieren, die lieben und hassen... Und sie sind bewaffnet.“ Kein europäisches Gleichgewicht mehr, sondern ein System das bewaffneten Friedens.

Die Frage der Aufrüstung kommt in der folgenden Lektion, der sechsundzwanzigsten, wieder vor. Berufssarmeen existieren nicht mehr, sagt Febvre. Fortan sind Armeen nichts weiter als „bewaffnete Nationen, ganze Nationen, die auf die militärische Ebene verbracht werden [...] und all ihre friedlichen Kräfte auf die Raserei und die Träume des Krieges verlagern“. Es ist von Bedeutung, daß Febvre in diesem Zusammenhang – 1940 in Genf hatte er dies nicht getan – darauf hinweist, daß der industrielle Aufschwung gerade im Rahmen der bewaffneten Nationen stattfindet. Das eine geht mit dem anderen einher; die Worte Victor Hugos helfen ihm, seine Sätze scharf zu formulieren. Die Industrie, sekundiert von der Wissenschaft und unterstützt durch die Nationen, stellt immer zerstörerischer wirkende und immer stärker perfektionierte „Todesmaschinen“ her. Wissenschaft und Technik, in den dreißiger Jahren für Febvre Kräfte des Fortschritts, werden zu diabolischen Gewalten, die wahre Monster Frankensteins hervorbringen.

In diesem Zusammenhang ist es durchaus bezeichnend, daß das Bild vom Flugzeug, das die Grenzen überfliegt – eine Metapher, die Febvre sehr häufig für die Annäherung der Länder, die Entgrenzung der Welt benutzt –, plötzlich zum Träger von Zerstörung wird.

Die Technik ist also ein Mittel materieller Zerstörung, doch ebenso psychologischer Vernichtung. „Denn es genügt nicht mehr“, so Febvre, „die Körper der Menschen zu besitzen [...] Man muß auch ihre Hirne haben, ihre Herzen, ihre Seelen. Und das Radio ist dazu da, sie zu verblenden, sie [...] mit Hilfe von bald zynischen, bald pathetischen Botschaften zurechtzuformen [...] Was wiegt dagegen der friedliche Bund der Nationen, von dem die guten Europäer seit Beginn des 20. Jahrhunderts unentwegt träumen?“

Es wird ersichtlich, daß Febvre nicht sehr optimistisch ist. Der Traum von der europäischen Einheit sei seit dem Ersten Weltkrieg ein Refugium, ein Zeichen der Hoffnungslosigkeit, dessen einzige Wirklichkeit in eben dieser Hoffnungslosigkeit liegt. Denn Europa hat Angst, fährt Febvre fort, und wiederholt es gleich noch einmal, um den Ernst seiner Worte hervorzuheben. Europa hat Angst, weil es sich belagert fühlt. Die Industrie, die Kolonien, die Ideen und selbst der Begriff der Nation, die es über die Welt verbreitet hat, kehren sich gegen Europa und verwandeln es in eine zweitrangige Macht.

Politische Krise, Wirtschaftskrise. Auch Zivilisationskrise. Die Lage sei niemals tragischer gewesen: „1914: eine starke, gefestigte Zivilisation, vereint, glänzend. Niemand dachte, daß sie jemals unergehen könne. Man konnte sich auf sie stützen. Die intellektuelle Gemeinschaft produzierte großartige Sachen, ohne sich um Grenzen zu scheren.“ Man erkennt Tonfall und auch Formulierungen wieder, die Febvre zur Beschreibung der französisch-europäischen Zivilisation des 18. Jahrhunderts verwendet hatte. Er setzt persönli-

che Akzente, indem er von seiner Jugend erzählt: „Ein Vaterland der Denker. Was hat man aus diesem Vaterland gemacht? O Florenz, o Florenz unserer Jugend [...] Und ich könnte ebanso sagen: O München der Vorkriegszeit, München der Künste, der Musik und des Bieres, und du, geliebtes, zartes Wien, das nach tausend Geigen klingt, und all die Universitäten Deutschlands, und all die Professoren des Deutschland von damals [...]“ Und Febvre erzählt von der Bitterkeit Henri Pirenues, der eine Vorlesung von 1920 mit dem Titel überschrieb: „Was man von Deutschland verlernen muß“.

Im Jahre 1945, angesichts einer tiefen moralischen und materiellen Krise, glaubt Febvre nicht, daß die Errichtung einer europäischen Föderation möglich sei. Zunächst, meint er, sei Europa nicht mehr in Europa. Man müsse es im Weltmaßstab denken, wenn man seiner ökonomischen und anderen Probleme Herr werden wolle. Europa ist eine zu begrenzte und zugleich zu weitreichende Angelegenheit, die keine ausreichend homogene kulturelle Identität abdecke. Febvre befürchtet, daß es nur eine Lösung für die europäische Einigung geben könnte: ein von einem einzigen Land gestaltetes Europa.

Von diesem Europa, das er vehement zurückweist, entwirft er ein Bild in geradezu Orwellscher Manier: er sagt neue Kriege voraus, diesmal zwischen den Kontinenten. „Denn dieses Europa, vereint durch Eroberung und aus Gewalt geboren, muß durch Gewalt aufrechterhalten werden. Durch Gewalt, durch Polizei, durch Folter. Und folglich durch Angst.“ Das hatte Febvre 1940 gesagt, und er wiederholt es 1945.

So Lueien Febvre über Europa, kurz vor und kurz nach dem Krieg. Sind es identische Worte? Nicht völlig. Hören wir den Schluß beider Vorlesungen. „Ich habe einen Traum“, sagte Febvre 1940, „ich habe einen Traum“, wiederholte er sogleich, als wolle er seine Unruhe vertreiben. Er träumte von einem guten Beispiel der Europäer in der Welt, dem Beispiel eines politisch-wirtschaftlichen und kulturellen Bündnisses, das sich seiner Meinung nach sehr gut mit nationaler Vielfalt verträge. Er träumt vom guten Europäer, voller Ideale, einem guten Geburtshelfer der Zivilisation. „Unterwerfen, nein. [...] Assimilieren, nein. Bei der Entfaltung helfen, ja. Gute Gärtner sein, die den Pflanzen helfen aufzublühen. [...] Mögen Sie verstehen, den Werken des Friedens und der Menschlichkeit das Prestige der Werke des Krieges und der Zerstörung zu verleihen. Wenn das nicht geht, sehe ich nichts mehr. Nur Nacht und Blut.“

Fünf Jahre später war dieser Traum verschwunden, erstickt in Nacht und Blut. Febvre beendet seine Vorlesung über Europa 1945 mit einem Zitat von Charles Peguy: „Und alles würde in Müdigkeit enden, dieses großartige Abenteuer, so wie nach einer anstrengenden Ernte ein großer Sommerabend langsam herabsteigt. Gäbe es da nicht meine kleine Hoffnung...“<sup>9</sup>

## Lucien Febvre und Europa

- 1 Der Text beruht auf einem Vortrag, der auf der „journée Lucien Febvre“ am 14. Dezember 1990 in der Maison des Sciences de l'Homme, Paris, gehalten wurde. Ich danke Herrn Roger Chartier und Herrn Henri-Jean Martin, die diesen Studientag initiiert haben, und den Erben von Lucien Febvre, die freundlicherweise den Nachlaß ihres Vaters für die Forschung öffneten. – Der Text wurde zuerst veröffentlicht in: *Yearbook of European Studies* 4 (1991), S. 203-216. Wir danken den Herausgebern für die freundliche Abdruckgenehmigung. Übersetzung aus dem Französischen von Katharina Middell. (Anm. d. Red.)
- 2 *Un destin: Martin Luther*, Paris 1928; *Le problème de l'incroyance au 16e siècle. La religion de Rabelais*, Paris 1942; *Combats pour l'histoire*, Paris 1953.
- 3 Sie besteht aus 28 Lektionen (5 von ihnen fehlen), die handschriftlich im Telegrammstil verfaßt sind. Es sei angemerkt, daß Febvre 1940/41 eine Vorlesung über Europa halten wollte. Die Ereignisse hinderten ihn daran. In der ersten Vorlesung dieses Jahres (Januar 1941) sagte er zu seinem Publikum: „... zu diesem Zeitpunkt über Europa sprechen – *nein* [...] Wir Franzosen sind augenblicklich in der tragischen Situation, daß wir weder die historischen Realitäten [...] noch die Mythen von Eintracht und Einigkeit oder selbst die Hoffnungen auf eine bessere Zukunft als unsere miserablen Tage, die Europa noch in uns zu erwecken vermag, in ruhigem und friedlichem Geist erörtern können. [...] Ob Trauer, Schuldbewußtsein oder Gelübde, das Stillschweigen möge unser Gesetz sein und bleiben, und mehr als unser Gesetz: unsere Scham.“
- 4 Vgl. M. Bachrin, *Esthétique et théorie du roman*, Paris 1978, v. a. S. 122-151 („Le pluriel singulier dans le roman“.)
- 5 M. Bloch, *Apologie pour l'histoire ou métier d'historien*, Paris 1949. Das Buch blieb unvollendet. Für textuelle Probleme und die Bedeutung des Textes vgl. M. Mastrogregori, *Le manuscrit interrompu: Métier d'historien de Marc Bloch*, in: *Annales E.S.C.*, Jan.-Febr. 1989, H. 1, S. 147-159, und das „Woord vooraf“ von M. Wessel in der niederländischen Übersetzung: *Pleidooi voor de geschiedenis of geschiedenis als ambacht*, Nijmegen 1989.
- 6 *Annales d'histoire économique et sociale*, 1935, S. 476.
- 7 L. Febvre, *De 1892 à 1932. Examen de conscience d'une histoire et d'un historien*, in: *Revue de synthèse* 1934, S. 93-106, wiederabgedruckt in: *Combats pour l'histoire*, S. 3-15.
- 8 Das Thema war für Febvre nicht neu. Vgl.: *L'idée moderne de domination universelle: ses origines historiques et ses caractères fondamentaux*, in: *Comptes rendu du 5e Congrès International des Sciences Historiques*, Wiesbaden 1923, S. 328f. 1938 wählte er dieses Thema für seine Vorlesung am Collège de France.
- 9 „Heute wissen wir, daß es keine Inseln mehr gibt, und daß Grenzen unnütz sind.“ Dies sagte Albert Camus 1946 in Abwandlung der bekannten Worte von Paul Valéry kurz nach dem ersten Krieg. Das Zitat erinnert daran, daß Febvre in seinen Ansichten über Europa kein Einzelfall war, und daß man sich zum Verständnis seiner Ideen und Haltungen in das moralische Klima seiner Zeit begeben muß. Neben Camus denke ich an Julien Benda, Denis de Rougemont, auf der anderen Seite des politischen Spektrums an Drien de la Rochelle und Barrès. – Über die Grenzen Frankreichs hinaus erscheint es lohnend, die Vorlesung Febvres über Europa beispielsweise mit der von Federico Chabod zu vergleichen, die er 1943 in Mailand hielt. Aus einem anderen intellektuellen Milieu stammend, erweist sich Chabod in mehrfacher Hinsicht als Febvre sehr nahestehend.